

Das Thema Wohnen in München ist seit Jahren ein brisantes Thema. Immer mehr Menschen ziehen in die Stadt. Parallel zum Zuzug werden prozentual viel zu wenige Wohnungen gebaut und Wohnraum wird immer teurer. Dabei wird die Situation unserer jungen Menschen, bei denen die Jugendhilfe ausläuft, auf dem Münchner Wohnungsmarkt immer schlechter.

Vorab ein paar Zahlen:

- Auf 3.200 Wohnungen, die das Sozialreferat im letzten Jahr vergeben hat, haben sich 24.000 Menschen beworben.
- Auf ein Angebot bei SOWON (Soziales Wohnen online) bewerben sich zwischen 200 und 300 Mitbewerber.
- Etwa 1.000 junge Menschen befinden sich in München in Obdachlosenunterkünften. (siehe Quellen am Ende des Artikels)

Wir finden in den letzten Jahren für immer weniger junge Menschen, die aus der Jugendhilfe raus müssen, weil sie ihre Ziele erreicht haben, keinen geeigneten Wohnraum mehr. In der Regel haben sie zwischen einem und drei Jahren bei uns gewohnt, unsere MitarbeiterInnen haben sehr viel Energie und Liebe in die jungen Menschen gesteckt, sie haben den Staat viel Geld gekostet und dann müssen wir sie am Ende der Sozialpädagogischen Maßnahme in Notunterkünfte entlassen. Das letzte Mal haben wir für eine junge Frau vor vier Jahren eine Sozialwohnung bekommen.

Die Stadt hat viele wichtige Neuerungen geschaffen. Diejenigen, die sich noch in Ausbildung befinden, haben bis zur Vollendung des 26. Lebensjahres die Möglichkeit, in eine §13/3-Einrichtung umzuziehen. Für die Flüchtlinge wurden Wohnprojekte geschaffen, die allerdings leider an die 150 Bewerber auf der War-

teliste haben. Einige junge Menschen konnten wir in dem Projekt „Wohnen für Alle“ unterbringen, nur leider wurden auch dort nicht genug Wohnungen gebaut.

Früher haben wir mit unseren Bewohnern ein halbes Jahr vor Beendigung der Jugendhilfe einen Sozialwohnungsantrag gestellt und dann haben sie meist eine Wohnung bekommen. Heute fangen unsere MitarbeiterInnen bereits ein Jahr vorher an, Wohnraum zu suchen. In der Regel dauert es alleine ein halbes Jahr, bis unsere Klientel den gestellten Antrag, mit der Punktzahl und dem Zugang zu SOWON, zurückbekommt. Leider bekommen unsere jungen Menschen nicht mehr die nötigen 110 Punkte und haben somit kaum Chancen auf eine Wohnung.

Auf dem regulären Wohnungsmarkt haben unsere jungen Menschen, die oftmals Migrationshintergrund, wenig Einkommen und keine Eltern haben, die für sie bürgen, wenig Erfolge. So versuchen wir andere Wege zu gehen. Manche bekommen mit viel Glück ein Zimmer in einer Wohngemeinschaft oder einem Ausbildungswohnheim, denn immer mehr Arbeitgeber stellen Wohnraum zur Verfügung, manche schlafen bei Freunden auf dem Sofa oder gehen gar zu ihren Familien zurück, bei denen sie vor Jahren, aus guten Gründen, ausgezogen sind. So haben wir einen Rückstau in allen unseren Projekten und die jungen Menschen bleiben oft länger in der Jugendhilfe, als sie müssten.

Wie dramatisch ist es für die jungen Menschen, wenn sie plötzlich mit zwei bis drei anderen Personen in einer Pension wohnen müssen. Wenn sie arbeiten, kostet so ein Schlafplatz zwischen 500 und 800 Euro. Sie verlieren zum Teil ihre Arbeit, weil sie total desillusioniert sind oder sich nicht mehr konzentrieren können. Durch die Unruhe mangelt es ihnen oft an Schlaf. Viele verdienen auch nicht genug, um ein Zimmer bezahlen zu können.



Unsere Klientel hat ihre Ausbildungen überwiegend in den Bereichen Handwerk, Verkauf und Pflege absolviert, also Bereiche, in denen wir in München dringend Fachkräfte brauchen.

Wir wünschen uns für München, dass es in Zukunft auch für junge Menschen attraktiv bleibt, hier wohnen und arbeiten zu können.

München soll bunt bleiben!


Wir fordern mehr bezahlbaren Wohnraum für junge Menschen!

Antje Eberhard

Geschäftsleitung / GPP

Quellen:

- Sonntagsblatt, 15.01.2020: 10.000 Menschen in München haben keine Wohnung, davon 1.700 Kinder und Jugendliche.
- Nach einer Statistik vom 14.12.2018 der wohnungshilfe-muenchen.net waren 9.000 Menschen (davon 1.700 Kinder und Jugendliche) wohnungslos, Tendenz steigend. Immer mehr junge Menschen unter 27 sind davon betroffen.



Soziale Arbeit ringt ab und an mit der Bestimmung ihrer Adressaten. Zwar finden ihre Akteure in den jeweiligen Handlungszusammenhängen wie in der wissenschaftlichen Reflexion begriffliche Bestimmungen, die Rede ist dann von KlientInnen von KundInnen, von Betroffenen, von Ratsuchenden (Kinder- und Jugendlichen, Schwangeren, Ehepaaren, Familien, Frauen, Männern, MigrantInnen usw.), Straffälligen, Gewaltopfern oder Tätern und vielen anderen mehr. Leider scheint es kaum möglich, die begriffliche Unschärfe aufzuheben, ohne die der Sozialen Arbeit zugeschriebenen spezifischen Charakteristika, „zwischen jeweils mehreren Stühlen zu sitzen“, zu verleugnen. Erste Konzepte einer intersektional ausgerichteten Sozialen Arbeit finden sich in der geschlechterreflexiven Sozialen Arbeit oder auch der Antidiskriminierungsarbeit. In der Jugend-, Geschlechter- und Migrationsforschung wurde die intersektionale Analyseperspektive bereits von HandlungswissenschaftlerInnen für empirische Untersuchungen verwendet. Jedoch scheint der Ansatz bislang weder in der Lehre, noch der Praxis der Sozialen Arbeit angekommen zu sein.

Das Konzept der Intersektionalität wurde von der afroamerikanischen Juraprofessorin Kimberlé Crenshaw entwickelt. Vor dem Hintergrund des afroamerikanischen Feminismus beschäftigt sich Crenshaw seit den 1980er Jahren mit der Überschneidung von Mechanismen sozialer Ungleichheit und Diskriminierung sowie deren Wechselwirkungen. An Übertragungsmöglichkeiten des Ansatzes auf die Soziale Arbeit wird seit einigen Jahren gefeilt. Die Intersektionalität wird als wertvoller Beitrag zu einem differenzierten Fallverstehen und zur Reflexion der professionellen Beziehung zwischen SozialpädagogInnen und KlientInnen bewertet. Intersektionale Methoden ermöglichen einen Perspektivenwechsel, der gerade bei sehr

komplexen Fallkonstellationen hilfreich sein kann. Das Konzept berücksichtigt gleichzeitig die Mikro- wie die Makroebene und stellt Fragen nach Hierarchien und Macht. Ein Beispiel wäre hier die amerikanische Polizeigewalt gegenüber afroamerikanischen BürgerInnen: Meist hören wir von jungen Männern, die Opfer wurden, Frauen aber werden ebenso häufig von der Polizei erschossen. Afroamerikanische Frauen haben also keinen „Rahmen“ bekommen, durch den wir ihr Involviertsein sehen könnten – sie sind nicht greifbar. Die Medien interessieren sich nicht für die Frauen. Hollywood erzählt ihre Geschichten nicht. Soziale Ungerechtigkeit ist demnach vielschichtig und Kategorien wie Rassismus und Sexismus überschneiden sich. Kurz lässt sich das so zusammenfassen: Wenn das Problem keinen Namen bekommt, können wir es nicht als Problem identifizieren, und wenn wir ein Problem nicht identifizieren können, kann es auch nicht gelöst werden.

Zu Beginn der 1990er Jahre machte Neil Thompson in einer Buchreihe, die sich auf die Ausbildung von professioneller Sozialer Arbeit fokussiert hat, darauf aufmerksam, „dass die kritische Thematisierung und Auseinandersetzung mit sozialen Einteilungen, Zuschreibungsmustern und ‚Platzanweisern‘ im Kontext von class, gender, race/ethnicity, age und disability zu den Kernaufgaben Sozialer Arbeit gehört“ (vgl. Leiprecht 2012, S. 18). Dies stellt allerdings eine besondere Herausforderung dar, da soziale Differenzen sowie Ungleichheits- und Machtverhältnisse einen äußerst komplexen Sachverhalt darstellen. Der Ansatz der Intersektionalität scheint hier ein Instrumentarium zu bieten. Es handelt sich dabei um ein Konzept, mit dessen Hilfe versucht wird, Überschneidungen zwischen sozialen Konstruktionen und Kategorien in den Blick zu bekommen (vgl. Riegel/Scharathow 2012, S. 20). Denn die Soziale Arbeit




agiert in gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen soziale Differenzierungen und soziale Ungleichheit diskursiv sowie strukturell verlaufen und sich ungleiche Lebenschancen entlang diverser Kategorien ausformen. Verortet zwischen Individuum und Gesellschaft, wird Soziale Arbeit verstanden als „[...] sozial gebündelte, reflexive wie tätige Antwort auf bestimmte Realitäten, die als sozial und kulturell problematisch bewertet werden.“ (Staub-Bernasconi 1991, S. 3).

Weit gefasst bestehen die Ansprüche und Ziele der Sozialen Arbeit darin, gesellschaftlich und professionell als relevant angesehene problembehaftete Lebenswelten zu bearbeiten, die Teilhabe- und Partizipationsmöglichkeiten der AdressatInnen zu erweitern und zu sozialer Gerechtigkeit beizutragen. Aufgabe der Sozialen Arbeit ist es ferner, die AdressatInnen in ihren bedrängten Lebenslagen und „[...] spezifische[n] Problemlagen wie Marginalisierung, Ausgrenzung, Armut, Abwertung, Gewalterfahrung und Diskriminierung [...]“ (Schrader 2013, S. 187) zu unterstützen und ihre Handlungsmöglichkeiten zu erweitern. Dafür bedarf es sowohl theoretisch begründeter Methoden und Konzepte als auch der Analyse von Strukturen und Prozessen, in der sich die (Re-)Produktion von Unterschieden mit der (Re-)Produktion von Ungleichheiten und Machtverhältnissen verschränkt (vgl. Scherr 2011). Gerade Intersektionalität kann also zu einer differenzierten Analyse von Ungleichheitsverhältnissen beitragen. Die Soziale Arbeit agiert in den gesellschaftlichen Verhältnissen, ist Teil dieser und selbst daran beteiligt, sozial wirksame Differenzierungen, Normierungen und Ausschlüsse zu produzieren und gar zu reproduzieren. Gerade eine kritische Selbstreflexion der Sozialen Arbeit wird als unbedingt notwendig angesehen, wenn sie ihrem Auftrag gerecht werden will.

In Anlehnung an die intersektionale Mehrebenenanalyse (IMA) nach Degele und Winker (2009) werden in der intersektionalen Ungleichheitsanalyse die Herrschafts- und Dominanzverhältnisse entlang der strukturellen Kategorien Klasse, Geschlecht und „Rasse“ auf unterschiedlichen Ebenen beleuchtet. Der Anspruch ist es, die Verwobenheit von Herrschafts- und Ungleichheitsverhältnissen theoretisch zu durchdringen und intersektional zu fundieren.

Einer dieser Ansätze ist die Antidiskriminierungsstrategie „Diversity“, die im Gegensatz zu Intersektionalität auch im nicht-wissenschaftlichen Diskurs geläufiger ist. In einigen Publikationen der Sozialen Arbeit werden Diversity und Intersektionalität nicht als zwei zu differenzierende Ansätze verhandelt, sondern sie scheinen methodisch zu verschwimmen. Ein weiterer Ansatz in der Sozialen Arbeit, der sich mit Praxen der Differenzierung befasst, ist der differenzensible Ansatz. Die differenzsensiblen Ansätze verhandeln das Dilemma der Sozialen Arbeit, selbst Akteurin normierenden Handelns zu sein. Die differenzsensiblen Ansätze weisen erkenntnistheoretische Parallelen zur intersektionalen Perspektive auf. In Ergänzung der differenzsensiblen Ansätze bietet die intersektionale Perspektive Anschlussstellen für die Soziale Arbeit und dies beinhaltet zum einen eine selbstreflexive Haltung der AkteurInnen der Sozialen Arbeit gegenüber Dominanzverhältnissen, zum anderen liegt es im Aufgabenbereich der Organisation der Sozialen Arbeit, eine intersektional ausgerichtete Sozialarbeitspraxis strukturell zu fördern und gesellschaftspolitisch Position zu beziehen.

Soziale Arbeit handelt in gesellschaftlichen Verhältnissen, die auf verschiedener Art und Weise durch soziale Ungleichheiten beeinflusst sind. Betrachtet man die Ziele und Ansprüche Sozialer Arbeit, z. B. zu sozialer Gerechtigkeit beizutragen, einen Beitrag zur



Bewältigung von Problemlagen zu leisten sowie Teilhabe und Partizipation von KlientInnen zu erweitern, wird deutlich, dass es für die Profession dringend erforderlich ist, solche gesellschaftlichen Differenzlinien und Machtverhältnisse zu fokussieren (vgl. Riegel/Scharathow 2012, S. 21) und Hilfsangebote zu schaffen. Vor allem auch, weil in der Sozialen Arbeit Menschen im Kontext vereinheitlichender Konstruktionen als Zugehörige von Gruppen wahrgenommen und unterschieden werden. Dabei besteht die Gefahr, in und durch Soziale Arbeit gesellschaftliche Zuschreibungen und Ungleichheiten aufrechtzuerhalten. (vgl. Riegel/Scharathow 2012, S. 20). Beispielhaft wäre hier die Zuschreibung „Flüchtling“.

Betrachtet man Soziale Arbeit, bezieht sie sich insbesondere auf Aspekte der Klassenfrage und hat zum Ziel, gesellschaftlich benachteiligte Gruppen zu unterstützen. Der Fokus liegt damit vor allem auf Phänomenen wie Armut und/oder sozialer Abweichung (vgl. Riegel 2011, S. 172). Hierbei besteht vor allem die Gefahr, dass Soziale Arbeit aus einer hegemonialen Perspektive heraus an der Herstellung und Reproduktion gesellschaftlich vorhandener Normalitätsvorstellungen, Differenzordnungen und Grenzziehungen mitwirkt und potenziell dazu beiträgt, gesellschaftliche Ungleichheits- und Dominanzverhältnisse in ihrer Organisation, in Diskursen und der Interaktion mit AdressatInnen zu bestätigen und zu reproduzieren

Die gesellschaftlichen und sozialen Voraussetzungen sozialpädagogischen Handelns sind äußerst ambivalent. Dies zeigt sich sowohl im Umgang mit sozialer Differenz im Kontext gesellschaftlich ungleich strukturierter Machtverhältnisse als auch in dem Spannungsfeld Sozialer Arbeit zwischen Hilfe und Kontrolle (vgl. Riegel/Scharathow 2012, S. 21). Hier besteht auf der einen Seite der Anspruch, benachteiligte Gruppen zu unterstützen und deren gesellschaftliche Teilhabe mit

dem Ziel sozialer Gerechtigkeit zu fördern. Dieser Anspruch gerät auf der anderen Seite mit der von staatlicher Seite aus erwarteten Kontrolle und dem Bestreben nach Anpassung und Normierung von Individuen in Konflikt. Gleichzeitig machen es die dargestellten gesellschaftlichen und institutionellen Gegebenheiten SozialarbeiterInnen beziehungsweise PädagogInnen nicht leicht, angemessen mit sozialen Differenzen und Ungleichheiten umzugehen. AkteurInnen Sozialer Arbeit geben vorherrschenden gesellschaftlich etablierten Bildern, Normen, und Diskursen folgend „kulturalisierende, rassialisierte, geschlechterbezogene und heteronormative Zuschreibungen und Bilder“ wieder (Riegel 2011, S. 174). Aufgrund der Macht gesellschaftlich und institutionell vorgegebener Differenzordnungen und Praxen greifen Professionelle auf bereits bestehende Denk- und Ordnungsmuster zurück und reproduzieren diese in ihrem Alltag (vgl. Riegel 2011, S. 174f.). Die Zuschreibungen sind allerdings nicht immer offen diskriminierend, sondern alltäglich und selbstverständlich geworden. Die Verdeckung der Entstehung und des Gewordenseins der jeweiligen Differenzkategorie hat zur Folge, dass Diskriminierungen nicht als solche wahrgenommen werden, aber trotzdem gelten.

Die skizzierten Ambivalenzen und Herausforderungen im Kontext Sozialer Arbeit zeigen sich auch in der Thematisierung (beziehungsweise Dethematisierung) von Differenz. Die Benennung von sozialen Differenzen und strukturellen Ungleichheiten stellt einerseits eine wichtige Voraussetzung dar, um soziale Differenzkategorien und die damit verbundenen Diskriminierungen und Benachteiligungen anzuerkennen (vgl. Riegel/Scharathow 2012, S. 21). Andererseits besteht mit der Benennung der jeweiligen Position die Möglichkeit, soziale Kategorisierungen tiefer zu verankern und vereinheitlichende und differenzbezogene Zu-



schreibungen vorzunehmen (vgl. Scholle/Bergold-Caldwell 2013, S. 227). Somit besteht immer auch die Gefahr der Naturalisierung der gesellschaftlich konstruierten Grunddualismen (vgl. Riegel/Scharathow 2012, S. 21). Solche Differenzlinien jedoch nicht zu beachten, kann dazu führen, unterschiedliche Voraussetzungen und Lebenslagen von Menschen zu übergehen oder eben normalisierend in Anspruch zu nehmen und zu verwenden. Des Weiteren werden damit strukturelle Gegebenheiten zu wenig oder kaum beachtet und gesellschaftliche Ungleichheiten heruntergespielt. Zusätzlich würden damit jegliche Diskriminierungserfahrungen von AdressatInnen einfach übergegangen (vgl. Riegel 2011, S. 175). Die Ambivalenzen im Umgang mit sozialer Heterogenität sind demnach nicht leicht aufzulösen. Der Umgang damit bleibt in vielerlei Hinsicht ein Akt der Balance. „Das Kunststück besteht darin, in Kenntnis der Komplexität des Sachverhalts und wissend um die eigene Verstrickung zu handeln, ohne zu dramatisieren, aber auch ohne zu vereinfachen“ (Rendtorff 2011, S. 124). Um als Professionelle in den Verhältnissen sozialer Heterogenität handlungsfähig zu bleiben, ist es also notwendig, sich diese gesellschaftlichen und sozialen Voraussetzungen sowie das eigene Involviertsein bewusst zu machen – bestimmte, schon bestehende Muster zu erkennen und zu entlarven. Im intersektionellen Ansatz werden somit nicht nur mehrere soziale Kategorien berücksichtigt, sondern insbesondere die Wechselwirkungen zwischen diesen Kategorien analysiert.

Isabel Albus

Sozialpädagogin

Jugendwohngemeinschaft Ramersdorf

Quellen

- Leiprecht, Rudolf (2012): *Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft – Diversitätsbewusste Perspektiven für eine Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft*; Wochenschau Verlag, Frankfurt a. M.
- Rendtorff, Barbara (2011): *Bildung der Geschlechter*. Stuttgart: Kohlhammer (Rezension)
- Riegel, Christine/Scharathow, Wiebke (2012): *Mehr sehen, besser handeln. Intersektionalität als Reflexionsinstrument in der Sozialen Arbeit*, in: Sozial Extra 36, S. 20–23
- Riegel, Christine (2011): *Folgenreiche Unterscheidungen: Repräsentationen des „Eigenen und Fremden“ im interkulturellen Bildungskontext*, S. 203ff, in: Bartmann, Sylke / Immel, Oliver (Hg.): *Das Vertraute und das Fremde. Differenzenerfahrung und Fremdverstehen im Interkulturalitätsdiskurs*. Transcript Verlag, Bielefeld
- Scherr, Albert (2011): *Was meint Diskriminierung?* in: Sozial Extra 35, S. 34–36
- Scholle, Jasmin / Bergold-Caldwell, Denise (2013) in: Schnorr, Heike (Hg.): *Psychosoziale Beratung im Spannungsfeld von Gesellschaft, Institution und Individuum*; Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co KG, Göttingen
- Schrader, Kathrin (2013): *Drogenprostitution – Eine intersektionale Betrachtung zur Handlungsfähigkeit drogengebrauchender Sexarbeiterinnen*. Transcript Verlag, Bielefeld
- Staub-Bernasconi, Silvia (1991): *Das Selbstverständnis Sozialer Arbeit in Europa: Frei von Zukunft – voll von Sorgen?* In: Sozialarbeit 2 (23) 2–32
- Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): *Intersektionalität – Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Transcript Verlag, Bielefeld